

Ein süddeutscher Dichter

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ins ewige Leben nachzufolgen. Vor Ihnen liegt noch eine Zukunft auf dieser Erde. Möge sie sich Ihnen schön gestalten, schön, glücklich und gut im Sinne der Entschlafenen, für die Ihr Wohl den Mittelpunkt all ihrer Wünsche, Gedanken und Sorgen bildete.

Ich drücke herzlichst Ihre Hand und wiederhole Ihnen die Versicherung meines wärmsten Mitgeföhls.

Ihre treu ergebene Marie Ebner.“

Im Vorwort zu den oben angeführten „Kinderjahren“ lesen wir: „Nun stehe ich

am Ziel, der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf.“ So hat sich für dich, Große, Gute, der letzte Ring hinzugefügt zur kostbaren Kette deines Lebens! Und auch du bist nun hingefunken und eingeschlafen, ein kleines Kind am Herzen deines Vaters . . . Möge das ewige Licht, das dir fortan leuchtet, seinen Friedensstrahl hinabsenden auch in unsere kampfzerwühlte und oft, ach, so liebeleere Welt!

Friedrich Dolores von Wymetal, Bollkon.

Ein süddeutscher Dichter.

Mit Bildnis.

Wie oft habe ich seit dem August 1914 über die Fixigkeit lachen oder schimpfen gehört, mit der sich der größere Teil der deutschen Literaten plötzlich dem Kriege anzupassen wußte, und wie oft habe ich selber mit Aerger oder Schmerz diesem Schauspiel zugesehen. Es war nicht das plötzliche Patriotischwerden, das überraschend plötzliche Politischwerden so vieler Dichter, die bisher harmlos ihre Novellen produziert hatten, es war nicht das, was einen ärgern konnte, im Gegenteil. Das war begreiflich, war zum größeren Teil richtig. Nein, es war die poetische Anpassung, die uns verstimmte, es war die Eier, mit der der völlig neue Stoff von Hunderten schon nach vierzehn Tagen scheinbar verdaut oder doch verschlungen schien. Nicht bloß die Technik von Marsch und Angriff, von Unterseeboot und Luftschiff wurde in Tagen von Leuten erlernt, die sonst sich nie um so etwas zu kümmern pflegten — nein, es war Gefahr und Tod, Schmerz und Sterben, Todesangst und Heimweh plötzlich ein gangbarer Stoff geworden, und Frauen, die nichts anderes zu tun wußten, warteten ihren Lesern drei Monate nach Beginn des Krieges schon mit fertigen Romanen aus dem Weltkrieg auf. Das war übel, und man begreift schließlich die Leute, denen daraus ein Ekel gegen unsere Literatur überhaupt entsprang. Zum Trost gab es aber, was die Menge nicht beachtete, von allem Anfang an auch solche deutsche Dichter, die weder Vaterlandslieder noch blutige Schlacht-

novellen erscheinen ließen, sondern schwiegen. Mochten sie nun, von den Ereignissen überwältigt, die Feder weggelegt haben, oder mochten sie heimlich desto intensiver, desto ernster, desto inniger in ihrer Arbeit stecken, jedenfalls hörte man nichts von ihnen. Und siehe, es waren zu meist gerade die, von denen man auch sonst immer zu wenig zu hören bekam. Es waren einige unserer Meister dabei, die auch schon in Friedenszeiten den Lärm und das Getöse gescheut und die Deffentlichkeit nie mit ihren persönlichen Angelegenheiten belästigt hatten.

Zu diesen Meistern, zu diesen stillen, wenig gekannten, von den wenigen aber doppelt geliebten, doppelt verehrten Meistern rechne ich obenan Emil Strauß, den Dichter des „Freund Hein“ und der „Kreuzungen“. Von ihm, der schon sonst so stille war, hat man seit dem Sommer 1914 überhaupt nichts mehr gehört. Er, der das Schicksal seines Volkes so innig und sorgenvoll wie wenige miterlebt, er, der wahrhaft Deutsche, hat vollständig geschwiegen. Wie oft habe ich damals an ihn gedacht! Damals, als man im Gedanken an alle die, die man lieb hat, sich fragte, wo sie wohl seien, ob sie wohl im Felde stünden, ob sie schon tot oder krank oder auf der Flucht seien! Ich wußte, daß Emil Strauß nicht wohl mit zu Felde ziehen könne. Ich kann mir zwar denken, daß er ein ausgezeichnete Offizier sein könnte, aber er ist nicht mehr jung, hat wohl nie gedient und ist viel leidend ge-

wesen. Aber trotzdem dachte ich viel an ihn, ich sah ihn durch brausende Straßen zwischen Tausenden gehen, der unsichtbaren Fahne nach; ich sah ihn abends im Laternenlicht vor den neuesten Zeitungsanschlagen stehen, etwas fröstelnd und den Plaid über der Schulter; ich sah ihn in Bahnhöfen, hinausziehende Soldaten verabschiedend, überall mit ganzer Seele dabei und doch überall still, zuschauend, wartend, in der Menge einsam.

Auch jetzt weiß ich nicht, wo er ist und was er tut. In einer fast unheimlichen Stille hat er kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag begangen. Wen kümmert das jetzt, außer seinen Nächsten? Aber es geht nicht anders, wir müssen uns um diesen Fünfzigjährigen kümmern, wir Leser und Schreiber, die so oft den Segen der Kriegszeit rühmen und die Fäulnis des zerbrochenen Friedens schmäheln!

Daß ihr Leser Emil Strauß nicht gekannt habt, das gehört auch zu jener Fäulnis. Daß einer von unsern besten Köpfen, einer unserer edelsten Dichter, trotz einem einmaligen starken Erfolg, nahezu unbekannt bleiben konnte, das ist auch ein Zeichen dafür, daß an unserem Frieden etwas faul war. Daß der Dichter in Dürftigkeit leben mußte, während hundert viel kleinere im eigenen Wagen fahren, das ist nicht die Hauptsache, obwohl auch das traurig ist. Die Hauptsache ist: unser Volk hat einen Dichter vernachlässigt und kurz gehalten, weil er ihm zu gerade, zu kristallen, zu männlich war. Er war unserem Lesepublikum nicht interessant, nicht süß, nicht gewürzt genug, er war zu einfach, er war zu fein, zu bescheiden, zu vornehm.

Wenn es uns nun damit ernst ist, was wir so oft versichert haben, daß wir den schlechten Gewohnheiten von ehemals entsagen, daß wir den Ernst und die Willigkeit dieser Kriegstage in uns bewahren, daß wir künftig besser, wahrer, liebender sein wollen als zuvor — dann wird sich dies sehr bald auch darin äußern müssen, daß in unserer Kunst die beliebten Reize und Schmarren an Schätzung verlieren, das Tiefgründige und Echte aber eine gesteigerte Würdigkeit erfährt. Und dann ist die Zeit für Emil Strauß gekommen, den man vielleicht ohne Uebertrei-

hung den besten deutschen Erzähler unserer Zeit nennen kann. Jedenfalls schreibt er das beste, reinste, klarste Deutsch von allen Heutigen und ist ein Kenner und Be- lauscher des Herzens, ein feinhöriger Pfadfinder auf Schicksalswegen. Ihn interessiert stets das Wichtigste, er bleibt stets im Zentrum. Ihn interessiert der Wille des Menschen; damit ist die Hauptsache gesagt. Daher ist er ein Ethiker und Erzieher. Nicht im veralteten Sinne eines Moralisten, der es mit einem undeterminierten Willen zu tun hat. Nein, Strauß geht nie von Forderungen aus, immer vom Leben. Aber er findet, und er zeigt es in allen seinen herrlichen Büchern, daß der natürliche, nicht erkrankte Wille leidlich gesunder Menschen stets derselben Witterung folgt wie das Leben selber, daß beim gesunden, vollkommenen, von uns zu wünschenden und zu suchenden Leben der Wille mit dem Verstand und mit dem Instinkt zusammentrifft.

Kurz, Emil Strauß ist ein Dichter, dem es nicht darum zu tun ist, jeweils irgend einen interessanten, losgelösten Einzelfall menschlichen Erlebens möglichst lückenlos und möglichst packend zu schildern, sondern er erkennt Gesetze der Natur und der Ethik an, er will nicht nur schildern, sondern erkennen, verstehen, und dabei kommt er, immer wieder bestätigt, immer wieder zu denselben Funden einer tiefen und liebevollen Lebenserkenntnis. Ihm fehlt nicht der Humor für das Abseitige und Entgleiste, nicht das innigste Mitleid für den Unglücklichen, aber seine erste Liebe gehört immer den Aufrechten und Geraden, den sauberen Naturen der Edeln, Wohlgewachsenen. Ihm ist nicht, wie den meisten Jüngeren, die Intensität der Einzelschilderung die Hauptsache, sondern die höhere Form, die Kristallisation, und der Mittelpunkt, um den sich bei ihm alles kristallisiert, sein Zentrum und Fundament ist ein ungemain feinfühliges, ja wählerisches Empfinden für den Willen des Lebens, für das Gesunde, Lebensfähige.

Das ist, was den Dichter Strauß vor allem charakterisiert: die ethische Richtung, der reinliche Sinn für Männlichkeit und Wahrheit, die Eindeutigkeit eines tapfern Bekenntnisses, im Gegensatz zum



Ernst Würtenberger, Zürich.

Emil Strauß.

scheinbar objektiveren Intellektualismus der neueren Literatur. Diese klare Eindeutigkeit ist bei ihm Einfalt in jenem höchsten, fast heiligen Sinne, keineswegs Mangel an intellektuellen Qualitäten. Vielmehr ist Strauß ein hervorragend gescheiter Kopf, und es ist lediglich ein solider, rassischer Kern in seiner Natur, ein Schuß urgesunden Blutes, ein ererbter guter Instinkt, der ihn so klare Wege finden läßt.

Indessen wäre dies alles nicht entscheidend; denn weder ein gesunder Instinkt noch ein aufs Ethische gerichteter Wille macht den Dichter. Man kann ein Heiliger an Glauben und dabei ein Stümper im Dichten sein.

Ja, und das ist es nun, was ich am

wenigsten begreife: daß man die rein künstlerischen Qualitäten im Werke von Emil Strauß so wenig erkannt hat. Schließlich ist allein die Tatsache, daß jemand ein wohlgewachsenes, gutes, wahrhaft schönes Deutsch schreibt, heute doch schon recht selten und an sich ein gewaltiger Vorzug. Und ein solches Deutsch schreibt Strauß — er schreibt das beste Deutsch, das ich in unsern Tagen überhaupt kenne. Aus dem Boden eines alten, reindutschen, sehr kultivierten Dialektes gewachsen und genährt, hat seine Sprache den reinen, edeln Geschmack eines guten Weines, der auf altem, wertvollem Holz in einer wohlgelaunten, guten Sonne gediehen ist.

Und wie nun jeder Satz dieser Strauß-

sehen Sprache gesund und schön auf seinen Beinen steht, gleichwertig zwischen den Nachbarn und mit ihnen durch jene feinen, spielerischen, aparten Beziehungen verbunden, auf denen aller Reiz eines guten Deutsch beruht (darin ist das Deutsche durchaus dem Griechischen verwandt), so ist auch jedes seiner Werke, die kleinsten mit inbegriffen, eine in gewissem Sinne vollkommene, eine reife, gewachsene, fertige Sache. Keine billigen Wirkungen, kein überhastetes Arbeiten, keine Ungleichheit der Teile! Diese innere Gesundheit der Form in Straußens Werken hat für mich immer etwas Ergreifendes, rührend Schönes, ja oft etwas überaus Verehrungswürdiges gehabt. Denn nichts ist in unsern Tagen seltener! Diese Erzählungen sind nicht nur von einem ungewöhnlichen Gehirn ausgedacht, von einem starken, treuen Herzen erlebt, in einer edeln Sprache vorgetragen: sie sind auch in Erfindung und Ausbau von einer Gleichmäßigkeit, einer Runde, einer Reife, die mich immer wieder, trotz allen Einwänden, stärker als irgend andere Werke der neuesten Zeit an den Meister Gottfried Keller erinnert.

Es ist billig, daß dieser Mann auch

während des Krieges die Ehre erfahre, die man tausend Geringern zum fünfzigsten Geburtstag erweist. Er soll, auch wenn er darüber lächelt, wenigstens hören, daß er treue Freunde hat, daß seine Zukunft in der Liebe einer festen, dankbaren Gemeinde Boden hat. Und die vielen, die ihn kaum kennen, seien nachdrücklich daran erinnert, daß sie da etwas Ernstes, etwas Unerseßliches versäumen.

Neben dem großen süddeutschen Erzähler Keller waren die beiden Norddeutschen Fontane und Raabe da. Seit her hat kein Süddeutscher mehr die besten Eigenschaften schwäbischalemannischer Volksart so rein in unserer Dichtung zum Ausdruck gebracht wie Emil Strauß. Er hat nicht den Umfang Gottfried Kellers oder Raabes, aber er hat jene seltene Harmonie zwischen dem Ergriffensein und dem Gestalten, zwischen Sein und Können, die wir mit dem alten schönen Wort „Meisterschaft“ bezeichnen. Und er ist deutsch bis in den letzten Faden — von jenem Deutschtum, das nicht nötig hat, sich laut zu äußern, weil es überzeugend und zwingend aus jedem Wort und jeder Gebärde klingt.

Hermann Hesse, Bern.

Der alte Dichter

Dieser Garten war mein Eigen.
 Schau, nach Süden, Westen, Norden
 Bauten Rosen ein Gebüß!
 Unter diesen Palmenzweigen
 Schwoh mein Herz zum Ueberborden,
 Und ich barg hier Ruhm und Glück.
 Alle, die vorüberkamen,
 Sahen Baum und Busch im Flor,
 Lagen an dem stolzen Tor,
 Reich in Goldschrift — meinen Namen.
 Später schritt ich in Gedanken
 Und verhielt gar oft den Schritt.
 Stürme zausten an den Ranken,
 Freunde nahmen Knospen mit,
 Ja, in fremden Gärten schaukeln

Rosen, die ich mir einst brach —
 Meine Schmetterlinge gaukeln
 Taumelnd neuen Düften nach...
 Heute liegt mein Park verwildert,
 Dornen halten ihn umkrallt.
 Meine Augen wurden alt,
 Und von keinem Trost gemildert,
 Raunt die Klage mir am Ohr...
 Tiefgebeugt vom tiefen Grame,
 Such ich meinen Weg am Stab,
 Und ich öffne fremd das Tor:
 Unter abgestorbenen Blättern
 Liegt mein Garten wie ein Grab,
 Und in rostzerfressenen Lettern
 Blinkt ein Blättchen Gold, mein Name...

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.